

Theologie- und Kirchenhistorikern betriebenen Forschung gegenüber der deutlich avancierteren Reflexionskraft vieler Allgemeinhistoriker erkennen. Viele Autoren bleiben allzu gegenständlich auf eine schematische Opposition von Modernismus hier und römischem Antimodernismus dort fixiert. Die entscheidende, intellektuell spannende Frage wird gar nicht erst gestellt: Hat in einer funktional differenzierten und weltanschaulich pluralistischen Moderne nicht auch elementare Modernitätskritik ihr eigenes, der Funktionslogik von Autonomisierung entsprechendes Recht? Wenn zur Signatur der Moderne auch die antiliberal totalitären Terrorsysteme des 20. Jahrhunderts gehören, dann wird man einem aggressiv antimodernistischen Lehramt durchaus eine Modernität ganz eigener Art zuschreiben können: den Versuch, eine starke Institutionsmacht durch Säuberung bzw. durch Exklusion aller potentiellen Abweichler zu sichern und das genuin Römische durch scharfe Profilierung gegenüber »der Welt« sichtbar zu machen. Die meisten Autoren – eine wichtige Ausnahme ist nur Claus Arnold – haben dies gar nicht erkannt, und so folgen sie in ihrer Forschungspraxis genau jenen Definitionen des modernistisch Falschen oder antimodernistisch Guten, die das Lehramt einst durchgesetzt hat. Sieht man von Adolf von Harnack und Paul Sabatier ab, kommen jedenfalls all die protestantischen Stichwortgeber, Gewährsleute und – auch kritischen – Kommentatoren der Reformkatholiken und Modernisten, also die Mulerts und Rades, Euckens und Troeltschs, gar nicht in den Blick. Dies ist schon deshalb bedauerlich, weil man erst in Außenperspektiven wahrnehmen kann, was Modernisten und Antimodernisten immer schon verbindet: der ekklesiologische Anspruch, dass allein der römische Katholizismus die Kontinuität der Christentumsgeschichte repräsentiere und nur eine katholisch grundierte Neuzeit legitim sei. Viel Kulturkritik und Antipluralismus findet sich jedenfalls auch bei führenden Reformtheologen und Modernisten.

*Friedrich Wilhelm Graf*

MARIA CRISTINA GIACOMIN: Zwischen katholischem Milieu und Nation. Literatur und Literaturkritik im »Hochland« (1903–1918) (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 29). Paderborn: Schöningh Verlag 2009. 428 S. ISBN 978-3-506-76729-5. Kart. € 49,90.

In ihrer von Prof. Dr. Günter Hess betreuten Dissertation »Zwischen katholischem Milieu und Nation. Literatur und Literaturkritik im Hochland« (1903–1918) untersucht Maria Cristina Giacomini den Beitrag der Zeitschrift »Hochland« zur Wiederbegegnung von Kirche und Literatur der Moderne. Sie fragt nach deren Verhältnis zum katholischen Milieu einerseits, zur »deutschen Kultur« andererseits. Von vielen bisherigen Arbeiten setzt sich ihre Studie dadurch ab, dass sie den Schwerpunkt nicht allein auf das Programm Muths legt, sondern untersucht, wie die programmatischen Äußerungen in der Praxis des »Hochland«, nämlich in literarischen Kritiken und publizierten literarischen Arbeiten, umgesetzt wurden.

Im Gegensatz zu den meinungsführenden katholischen Literaturkritikern im Umfeld der Jesuitenzeitschrift »Stimmen aus Maria Laach« und zu Richard Kralik und dem Wiener »Gral«, die sich für eine katholische »Tendenzliteratur« stark machten, gestand Muth der Literatur eine größere Autonomie zu. Durch seine Forderung einer »Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis« ordnete er diese letztlich aber doch der Religion unter und blieb somit, so Giacomini, dem katholischen Milieu verhaftet.

Gründlich legt die Autorin den Einfluss des nationalistischen und anti-intellektualistischen Denkens Julius Langbehns auf Muth dar. Die »Heimatkunst«, die

der Protestant Friedrich Lienhard propagierte, bot für Muth die Möglichkeit, gleichermaßen den Geschmack eines literarisch konservativ denkenden, katholischen Publikums zu befriedigen und den Anschluss der katholischen an die nationale Literatur zu fördern. In Anlehnung an eine Formulierung Urs Altermatts bezeichnet Giacomini diese »vorgebliche Modernität« als »Antimodernismus mit modernen Mitteln«. Ob diese Verwendung des Begriffes »Antimodernismus« hilfreich ist angesichts der durch Giacomini ebenfalls skizzierten Modernismuskritik, denen sich das »Hochland« durch antimodernistische Katholiken ausgesetzt sah, scheint allerdings fraglich.

Das eigentlich Verdienstvolle der Studie liegt in der exemplarischen Analyse der praktischen Umsetzung des Programms. An ausgewählten Theaterkritiken arbeitet Giacomini heraus, dass es im »Hochland« darum ging, die Annahme der Klassiker des bürgerlichen Literaturkanons wie Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel beim katholischen Publikum zu fördern. Ein modernes Verständnis des Theaters als autonome Kunstform war den Literaturkritikern der Zeitschrift fremd, Vorbildfunktion und Werktreue waren ihnen die entscheidenden Kriterien. Etwa am Beispiel Frank Wedekinds, dessen Werk Muth als »Ausdruck einer undeutschen Krankheitserscheinung« qualifizierte, wird deutlich, dass die Beurteilungspraxis des »Hochland« sich bisweilen in Widerspruch zu Muths programmatischer Forderung nach »Vornehmheit« einerseits, seiner Ablehnung von »Prüderie« in der katholischen Literaturkritik andererseits begab. Im Bereich der Epik standen die Vorliebe für Heimatliteratur, die christlich-konservativen Wertvorstellungen verpflichtet ist, und die Ablehnung moderner Erzählformen im Einklang mit der programmatischen Ausrichtung. Sie schlug sich sowohl in der Literaturkritik als auch in der Auswahl der abgedruckten Erzähltexte nieder. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges wurde zwar Hermann Löns' »Wehrwolf« begeistert besprochen, eine Zuwendung zum völkischen Roman fand insgesamt allerdings nicht statt.

Von den Literaturkritikern vermochte noch am ehesten Max Fischer, ein zum Katholizismus konvertierter Jude, der 1918 Lyrikreferent des »Hochland« war, die ästhetischen Errungenschaften moderner Dichter wie George, Rilke oder Heym anzuerkennen, meist war aber die katholische Gesinnung eines Autors das entscheidende Bewertungskriterium. Zum Abdruck gelangten in »Hochland« überwiegend Gedichte katholischer Epigonen, die den Rezeptionserwartungen des katholischen Milieus entsprachen. Anhand einiger Briefe aus dem umfangreichen Nachlass Muths und dem Leo Weismantel-Archiv weist die Autorin nach, dass Muth etwa im Fall von Nanny Lambrecht und Leo Weismantel auf die Romanautoren des »Hochland« Einfluss genommen hat, um zu erreichen, dass die im »Hochland« erscheinenden Romane einerseits seinen ästhetischen Maßstäben entsprachen, andererseits um Anstoß bei der Leserschaft und den kirchlichen Behörden zu vermeiden.

Fazit der Arbeit ist, dass eine »Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit« bestand: Die Literaturkritik der Zeitschrift war in erster Linie von der Frage bestimmt, ob der Inhalt eines Werkes und die Weltanschauung seines Verfassers mit einer christlich-konservativen Wertevorstellung vereinbar waren. Entgegen Muths programmatischer Forderung wurden – auch von ihm selbst – Sprache und Formen der Zeit abgelehnt und einem »formalästhetischen« Konservatismus gehuldigt. Das »Hochland« vermochte somit nicht, eine echte Begegnung zwischen Katholizismus und literarischer Moderne herbeizuführen, ermöglichte jedoch den Anschluss an national orientierte, stilkonservative Bewegungen der Jahrhundertwende. Fortschrittlich war dies aus literaturgeschichtlicher Sicht lediglich im Vergleich zur katholischen Tendenzliteratur, wie sie etwa vom »Gral« gefordert wurde.

Die Autorin hat einen wertvollen Beitrag zu einer differenzierten Bewertung der vermeintlichen Modernität des »Hochland« und des Anteils seines Gründers Karl Muth an einer »Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland« (so der Titel der Festschrift zu Muths 60. Geburtstag) geleistet, der sowohl den binnenkatholischen als auch den nationalen Diskurs der Zeit von 1903–1918 als Deutungshorizont berücksichtigt. Die Studie zeichnet sich durch ein hohes Maß an Klarheit in Fragestellung, Methodik und Darstellung aus.

Angesichts des Umfangs der ersten 16 Jahrgänge des »Hochland« war ein exemplarisches Vorgehen, das sich vor allem auf die hauptverantwortlichen Literaturkritiker und ausgewählten Romanautoren konzentriert, notwendig und sinnvoll. Dass dabei allerdings Johannes Mumbauer nur am Rande berücksichtigt wurde, ist angesichts seiner zahlreichen Beiträge und des im Nachlass Muth greifbaren intensiven Austauschs mit Muth bedauerlich. Über das 1928 erschienene Generalregister des »Hochland« und die Sekundärliteratur (Unterburger 1998) wären seine Kürzel leicht dechiffrierbar gewesen (vgl. S. 204, Anm. 140ff.).

*Jan Dirk Busemann*

ANNETTE JANTZEN: *Priester im Krieg. Elsässische und französisch-lothringische Geistliche im Ersten Weltkrieg* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 116). Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh Verlag 2010. 367 S., CD-ROM. ISBN 978-3-506-76873-5. Geb. € 49,90.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg hält an, insbesondere im Blick auf seine nationalen politischen, sozialen und nicht zuletzt ideologisch-geistesgeschichtlichen Wirkungen. Das ist kaum zufällig, liegen hier doch die Wurzeln für die Katastrophe Europas mitsamt den zeitlich und räumlich weit darüber hinaus reichenden Tragödien des 20. Jahrhunderts. An der Erforschung dieser Thematik nehmen zunehmend auch kirchenhistorische Untersuchungen aus dem Umkreis der beiden großen Konfessionen teil. Sie sind zumindest partiell bestrebt, über die immer noch dominierenden nationalen Grenzen hinauszugreifen. In diesen Zusammenhang gehört die vorliegende gewichtige Studie, eine 2008 von der Katholisch-Theologischen Fakultät in Tübingen angenommene und ausgezeichnete Dissertation.

Behandelt werden die religiöse Vorstellungswelt und das Agieren von Priestern aus den zwei Diözesen Nancy und Straßburg, die seit 1871 als ein Teil Lothringens sowie des Elsass zum Deutschen Reich gehörten. Ein erster Teil entfaltet, wie Priester in diesen Regionen den Krieg als Zivilisten erfuhr bzw. erlitten. In Lothringen verbreitete vor allem in den ersten Wochen des Krieges das deutsche Militär Angst und Schrecken mit Massakern, Brandschatzungen und willkürlichen Erschießungen, darunter mehreren Priestern (27–68). Den Anlass dafür bildeten wilde, kaum jemals ernsthaft überprüfte Vorstellungen über Franc-tireurs. Konfessionelle Vorurteile der zumeist protestantischen Offiziere gegenüber den als frankophil und deshalb den Deutschen feindlich gesinnten katholischen Geistlichen kamen hinzu. Diese übernahmen dann zumindest teilweise jene Einschätzung, sahen in den Deutschen nicht nur Barbaren und Gegner der Kultur, sondern auch des wahren Christentums. Insofern dominierte dann von der Kirchenleitung bis zum einfachen Priester eine stark emotional gefärbte Verbindung von katholischem Glauben und Frankreich als Vaterland.

Anders lagen die Verhältnisse im Elsass (69–135). Das deutsche Militär misstraute auch hier der nationalen Zuverlässigkeit der Bevölkerung und insbesondere den Priestern. Im Süden kam es zu einigen Erschießungen, danach zu willkürlichen Verhaftungen